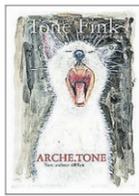


Bestiarium

Am Schlafittchen gepackt von Axolotl und Helmhokko

In der „zweiten Krönchenzeit“ seien ihm die Ideen vergangen, daher suchte er nach einer „schweren Knochenarbeit, die das Eingesperrtsein vollkommen aussperrte“. Ergebnis dieser Knochenarbeit des bildenden Künstlers und Filmmachers Tone Fink ist ein großformatiger Band mit Zeichnungen bedrohter Tiere, denen er aus seiner Sicht „neues Leben einhaucht“. Allerdings wird ihnen auch hier das DIN-A4-Format zu klein, der Platz zu eng, wie der Künstler im Vorwort erklärt, sie scheinen aus den Seiten hinauszudrängen. Mit aufgerissenen Mäulern und großen Augen klagen sie die Betrachter an. Tone Finks Zeichnungen sind expressiv und bunt, die Tiere ausdrucksstark, mit „seltenen Physiognomien“, einige sind gar Fabelwesen. Manche haben einen kleinen Text von Max Lang dazu bekommen, manche müssen ohne vorliebnehmen – so ungerecht, wie die Welt eben ist.



Tone Fink/Max Lang
Arche.Tone - Tiere anderer ART.en
Bildband. 128 S., geb., € 28 (art edition Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra)

Als der Florida-Rotwolf durch die Südstaaten streifte

Von Stellers Seekuh über die Rosenkopffente bis zum Riesenwombat, der von den Aborigines in Australien vor 25.000 bis 44.000 Jahren mittels Felszeichnungen verewigt wurde: Fast allen 51 Tierarten, die Bernhard Kegel in seinem Buch „Ausgestorbene Tiere“ versammelt, konnte der Mensch noch in die Augen blicken. Ob er es wirklich getan hat, ist eine andere Frage – schließlich hat er die meisten davon auf dem Gewissen. Der Schwerpunkt des Buchs liegt auf Tieren, die vor 500 bis 1000 Jahren aus der Fauna verschwunden sind: „Tatsächlich ist keine einzige Tierart bekannt, die in dieser Zeit nachweislich nur aus ‚natürlichen‘ Gründen ausgestorben wäre, ohne Beteiligung des Menschen.“ Manchmal jedoch tauchen verloren geglaubte Arten wieder auf. Die historischen Illustrationen von berühmten Tiermalern aus verschiedenen Jahrhunderten stellte die Staatsbibliothek Berlin zur Verfügung. Ein melancholisch-schöner Band. *lin*



Bernhard Kegel
Ausgestorbene Tiere
Sachbuch mit 50 historischen Abbildungen. 160 S., geb., € 25,70 (DuMont Verlag, Köln)

Bestseller

BELLETRISTIK

- 1 (1) Jonathan Franzen: *Crossroads*, € 28,80 (Rowohlt)
- 2 (4) Helmut Wlasak: *In allen Punkten*, € 19 (Braumüller)
- 3 (2) Alex Beer: *Der letzte Tod*, € 20,60 (Limes)
- 4 (-) Thomas Brezina: *Sisis schöne Leichen*, € 16 (edition a)
- 5 (3) Michael Köhlmeier: *Matou*, € 35 (Hanser)
- 6 (6) Eva Menasse: *Dunkelblum*, € 25,70 (Kiepenheuer & Witsch)
- 7 (-) Michael Hjorth, Hans Rosenfeldt: *Die Früchte, die man erntet*, € 24,70 (Wunderlich)
- 8 (-) Nadine Sayegh: *Orangen aus Jaffa. Eine wahre Geschichte über das Ende der goldenen Ära Palästinas*, € 22 (edition a)
- 9 (7) Håkan Nesser: *Schach unter dem Vulkan*, € 22,70 (btb)
- 10 (10) Veit Heinichen: *Entfernte Verwandte*, € 20,60 (Piper)

Erstellt von den Buchhandlungen der Morawa und Leykam Buch und Medien Gruppe
www.morawa-buch.at

Florian Herscht und das ostdeutsche Provinzkaff Kana mit der Postleitzahl 07769, aus dem Herscht seine Briefe an Kanzlerin Angela Merkel schreibt, waren titelgebend für das neue Buch von László Krasznahorkai. Der ungarische Autor hat nicht nur in New York und Japan gelebt, sondern auch in Berlin und hat dort seinen Stoff recherchiert: den Post-DDR-Fatalismus, die soziale Tristesse in Thüringen und die dortige Neonazi-Szene. Bis in die genau gezeichneten Nebenfiguren hinein ist seine Vertrautheit mit diesem Milieu spürbar.

Doch die Postleitzahl 07769 ist in Deutschland nicht vergeben, und auch der Ort Kana existiert nicht – er lässt allenfalls Assoziationen zur biblischen Hochzeit von Kana aufblitzen. Das ist ein Signal und bedeutet: Diese Prosa ist nicht einfach ein Provinz-Panorama, sondern sozusagen tangential zur sozialen und politischen Realität geschrieben: Sie berührt sie zwar, zielt aber doch an ihr vorbei und über sie hinaus. Und so ist Florian Herscht mit vielen Realitäten der Arbeits-, Wohn- und Lebensverhältnisse aufgeladen, aber als naiver Tor doch auch eine Kunstfigur, die einen an Parzival denken lässt. Er ist ein naiver und gutgläubiger Mensch, ein „guter Junge“, der seine Jugend in einem Heim verbracht hat, aus dem er vom „Boss“ als billiger Schwarzarbeiter geholt wurde. In einem öden siebenstöckigen Plattenbau hat dieser Boss ihm eine Wohnung verschafft, und Herscht ist ihm dankbar wie einem Vater, er kann es nicht fassen, dass er jetzt zum ersten Mal eine eigene Wohnung hat und ein paar Dinge, die ihm gehören. Allerdings ist dieser Boss, ein Gebäudereiniger, der Herscht ausbeutet und erniedrigt, der Kopf der Neonazis von Kana.

Aus dem Klischee eines Bilderbuch-Neonazis – durchtrainiert, tätowiert und mit einem Kampfhund ausgestattet – fällt er durch seine Verehrung für Johann Sebastian Bach heraus. Der Boss hat die Kanaer Symphoniker gegründet, eine Band, die bisher Evergreens gespielt hat und nun in grotesken Proben auf Bach getrimmt werden soll und naturgemäß – Thomas Bernhards Schauspiel „Die Macht der Gewohnheit“ lässt grüßen – an jedem der Brandenburgischen Konzerte scheitert. Der Boss zwingt auch Florian Herscht hinein in seine Bach-Verehrung, und siehe da, auf einmal springt der Funke über, Herscht entdeckt Bach für sich, lädt Bach-Musik auf seinen Laptop herunter und will nur noch Bach hören. Und die Romanpassagen über Bach werden zu einem Gegenpol zu dem Motto, das den Roman eröffnet und prägt: „Die Hoffnung ist ein Fehler.“

Hoffnung lässt sich tatsächlich kaum ausmachen in diesem thüringischen Provinznest des Romans, in dem es, seit die Porzellanfabrik nach der Wende geschlossen hat, keine Arbeit mehr gibt und fast nur noch Hartz-IV-Bezieher und alte Leute le-

Es ist zweifellos ein gut lesbares und kaum anstrengendes Büchlein, das der Autor hier in der Reihe „Fröhliche Wissenschaft“ aus dem Berliner Matthes & Seitz Verlag vorgelegt hat. Kompakt, präzise, packend, plausibel. Byung-Chul Han, Professor für Philosophie in Berlin, versteht sein Handwerk. Kurze Wege werden auf kurzweilige Weise durchschritten. Man kann das mit großem Genuss lesen. Mit aller Deutlichkeit werden Antworten gegeben. Ohne Umschweife. Es ist kein Zufall, dass der in Korea geborene Han zu den meistgelesenen und meistzitierten Denkern der Gegenwart gehört. Ebenso gehört er auch zu den Vielschreibern der philosophischen Zunft. Ist da eine Frage, folgt gleich die Antwort. Es ist ein sich selbst befeuerndes Schreiben.

Geistige Happen werden mundgerecht serviert. Bei fortwährender Lektüre wirkt die Selbstsicherheit des Philosophen allerdings beunruhigend. Die Leichtigkeit, mit der da Begriffe gezüchtet werden, ist schon frapierend. Der Neologismen sind nicht wenige, geschätzte zwanzig auf achtzig Seiten. Sogleich werden sie als Begriffe inauguriert, daher auch stets hervorgehoben. Der kursiven Passagen sind auf jeden Fall zu viele. Han kennt nicht nur Dadaisten, sondern



Byung-Chul Han
Infokratie. Digitalisierung und die Krise der Demokratie
Sachbuch. 100 S., geb., € 10 (Verlag Matthes und Seitz Berlin, Berlin)

Post-DDR-Fatalismus, soziale Tristesse in Thüringen und die rechtsextreme Szene: Der ungarische Autor **László Krasznahorkai** hat 400 Seiten in einen Satz gepackt. Die Spannung lässt dennoch bis zum Schluss nicht nach.

Von Cornelius Hell

Wenn die Naziband Bach spielt

Langsam fasst Florian Herscht hier Wurzeln: Frau Ringer, die Bibliothekarin, wird seine Vertraute, in seinem Hochhaus lernt er einen alten Mann, den Vertreter, kennen, und im Grillhäusel der aus Siebenbürgen stammenden Ilona gehört er zu den Stammgästen. Vor allem aber bindet er sich eng an Herrn Köhler, von dem er die Volkshochschulvorträge über „Die wunderbare Welt der Quanten“ gehört hat. Was er da über Materie und Antimaterie erfuhr, hat ihn in Panik gestürzt, er hält die Welt für bedroht und schreibt deshalb an Angela Merkel, die als gelernte Physikerin ja wissen muss, was zu tun ist.

So könnte man den untauglichen Versuch fortsetzen, den Inhalt dieses Buches, das mit seinem Untertitel gekonnt zwischen Roman, also einer Totalsicht auf die Welt, und der ausschnitthaften Perspektive einer Erzählung changiert. László Krasznahorkai, der international vielfach ausgezeichnete Autor und diesjährige Träger des österreichischen Staatspreises für europäische Lite-

ratur, ist ein kompromissloser Extremist der Literatur, und in „Herscht 07769“ hat er es auf einen Satz-Marathon von 400 Seiten gebracht. Erzählung, direkte und indirekte Rede greifen ineinander in diesem Satzstrom, der sich weder von den Frage- oder Rufzeichen, die gelegentlich das Ende einer Figurenrede markieren, unterbrechen lässt noch von den 13 „Regenbogenbändern“ – Halbsätze, die wie Überschriften im Text zu stehen kommen, aber von diesem nur umspült werden.

Mit dieser Ein-Satz-Erzählung hat László Krasznahorkai keinen literarischen Extremsport zur Schau gestellt, sondern zeigt, dass „auch unser Denken ein endloser stürmischer Prozess ist und keine Punkte kennt“, wie er es in einem Interview formulierte, in dem er auch konstatierte: „Ich bin den Wörtern ausgeliefert, den Sätzen, die meinen Kopf Millionen Mal und in Millionen Versionen durchlaufen.“ Diese Krasznahorkai-Sätze, die Romane wie „Satans-tango“ (durch die Verfilmung von Béla Tarr weltberühmt geworden), „Die Melancholie des Widerstands“ oder „Baron Wenckheims Rückkehr“ durchströmen, sind in „Herscht 07769“ angewachsen zu einem einzigen Satz, dem man sich schon auf der ersten Seite nicht entziehen kann.

Das Wunder ist freilich, dass die Spannung dieses Satzbogens nicht nachlässt bis zur letzten Seite, sondern am Ende noch eine Steigerung erfährt – an jenem Ende, an dem Florian Herscht als verwahrloster Landstreicher nicht mehr zu erkennen ist, einen Adler sterben sieht und zusammen mit zwei durch ein wissenschaftliches Experiment zu Tode gequälten Wölfen seinem eigenen Ende entgegengeht. Und Kana versinkt wieder in seiner trostlosen Normalität, in der die Neonazis verschwunden sind und die Pandemie (ja, auch sie ist hier literarisch „verarbeitet“) erst am Anfang steht.

Dass dieser eine Satz, der einen das ganze Buch lang nicht entkommen lässt, auch im Deutschen seine Sogwirkung entfaltet, ist der genialen Leistung der bereits vielfach bewährten Übersetzerin Heike Flemming zu verdanken, die in ihrer Übersetzung vieles neu erfinden musste. Ihr ist ein Satz gelungen, der sich über 400 Seiten verströmt wie eine Musik – eine Musik, die Florian Herscht bis in seinen Tod begleitet und ihre Gültigkeit über einer Szenerie von wilder Hoffnungslosigkeit nicht verliert. „Herscht 07769“ ist ein Leitstern der europäischen Literatur nicht nur dieser Saison. ■



László Krasznahorkai
Herscht 07769
Aus dem Ungarischen von Heike Flemming. Roman. 418 S., geb., € 26,80 (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main)

Das Dilemma mit den Daten

Byung-Chul Han untersucht in seinem Buch „Infokratie“ die moderne Disziplinierung in der Arbeitswelt und das intellektuelle Unbehagen an der Digitalisierung.

Von Franz Schandl

auch Dataisten. Dataisten schwebt eine Gesellschaft ohne Politik und ohne kommunikatives Handeln vor, ein „funktionaler Organismus“. „Der Diskurs wird durch Daten ersetzt.“ Da man alles berechnen kann, braucht man nichts mehr zu begründen und zu diskutieren. Eine „datengetriebene Infokratie“ ist die Folge.

Das intellektuelle Unbehagen an der Digitalisierung wird mit gar energischem Gestus vorgetragen. In der Informationsgesellschaft werde „Daten- und Konsumvieh“ gezüchtet, wie früher in der Disziplinargesellschaft „Arbeitsvieh“ gezüchtet worden ist. Diese harsche und wenig schmeichelhafte, aber durchaus attraktive Terminologie mag ihre Berechtigung haben, indes hat die Disziplinierung in Fabriken und Büros nicht

aufgehört, sie hat sich vielmehr perfektioniert, auch wenn sie mehr struktureller als personeller Natur ist. Die Disziplinargesellschaft ist also nur untergegangen in dem Sinn, dass sie aus dem Vordergrund in den Untergrund verdrängt wurde.

Was ist Information? Was ein Faktum? Was Politik? Was Information? – Diese Fragen bleiben hingegen ungestellt. Die Notizen zur Demokratie etwa sind mager und eher verwirrend. Da heißt es: „Das Herz ist kein Organ der Demokratie. Wo Emotionen und Affekte den politischen Diskurs beherrschen, gerät die Demokratie selbst in Gefahr.“ Dies lässt sich, ohne dass wir über die spezifischen Gemütsäußerungen und ihre Konstitution sprechen, so nicht verallgemeinern. Und wenn Han als ein Grundprinzip der Demokratie die „Selbstbeobachtung der Gesellschaft“ hervorhebt, warum beklagt er dann die totale Transparenz? Wäre die totale Transparenz, das „digitale Gefängnis“, wie Han es nennt, nicht die Vollendung dieser allseitigen Beobachtung?

So leuchten und strahlen die Termini. Ob dieses Denken mehr hält, als es glänzt, oder nicht doch eher weniger, diese Frage muss erlaubt sein. Manchmal wird der Inhalt den Pointen geopfert. „Die Digitalität ist der Faktizität diametral entgegengesetzt“, heißt es etwa. Solch rigider Antagonismus erschlägt jede Differenzierung. Gelegentlich überdribbelt sich der gute Mann: „Die Wahrheit bildet keinen Haufen. Sie ist nicht häufig.“ Theatralische Sätze wie „Die Epoche der Wahrheit ist offenbar vorbei“ provozieren die Gegenfrage, ob wir bis vor Kurzem im Zeitalter der Wahrheit gelebt haben. Zu viel nachfragen sollte man also nicht. ■